Zurück im Kolosseum

Nach dem Erfolg von «Gladiator» (2000) legt Ridley Scott mit «Gladiator II» nach. Was kann die Fortsetzung?

Thomas Studer



Formvollendet ersticht Gladiator Lucius (Paul Mescal) einige Gegner. Bild: Paramount Pictures

Dass es lange dauert, bis ein erfolgreicher Film eine Fortsetzung erhält, muss nichts über deren Qualität sagen. Manches reift nur langsam, manche Umstände verhindern ein direktes Nachdoppeln. Manchmal aber bietet sich eine Fortsetzung schlicht nicht an. Das gilt jedenfalls für «Gladiator» (2000), dessen Fortsetzung «Gladiator II» jetzt erscheint.

Der originale «Gladiator» spielt 180 n. Chr. und erzählt vom römischen General Maximus Decimus Meridius (Russel Crowe). Maximus, der Edle, wird vom niederträchtigen Kaiser Commodus (Joaquin Phoenix) verraten, landet als Sklave in Nordafrika und macht sich einen Namen als Gladiator. Als solcher gelangt er nach Rom, um im Kolosseum zu kämpfen, und streckt dort schliesslich Commodus nieder. Damit übt Maximus persönliche Rache, befreit seine ehemalige Geliebte Lucilla (Connie Nielsen) sowie das ganze Römische Reich von Commodus' Tyrannei. Wie sich das für ein Epos gehört, stirbt Maximus dabei den Heldentod. Womit Regisseur Ridley Scott die Geschichte auserzählt hatte.

Kruder Vorschlag von Nick Cave

Jedoch war «Gladiator» immens erfolgreich. Fünf Oscars gewann der virile Monumentalfilm, darunter auch den für den besten Film und besten Hauptdarsteller; an den Kinokassen nahm er rund 466 Millionen Dollar ein. So etwas kann schon mal Gelüste wecken. Doch wie eine Fortsetzung drehen, wenn das Böse besiegt und der Held gestorben ist?

Nun, erst hätte Russel Crowes Maximus in «Gladiator II» wieder auftauchen sollen. 2003 schrieb der Musiker Nick Cave das Drehbuch einer Fortsetzung, in der Maximus als Christ im antiken Rom wiederaufersteht und später per Zeitreise im Pentagon landet. Begreiflicherweise wurde Caves kruder Vorschlag abgelehnt. Und Scott entschied, Lucillas Sohn Lucius zum Helden der Fortsetzung zu machen.

In «Gladiator» ist Lucius knapp acht Jahre alt. Sein Vater sei gestorben, heisst es im Film, der Knabe wächst unter seiner Mutter und deren Bruder Commodus als Thronfolger auf. «Gladiator II» wiederum spielt 16 Jahre nach den Ereignissen des Vorgängers. Lucilla hatte Lucius noch als Knaben nach Nordafrika entsandt, um ihn vor machthungrigen Römern zu schützen. Dort ist Lucius zum muskulösen Mann geworden, gespielt vom 28-jährigen Paul Mescal. Dieser war bisher vor allem als nuancierter Darsteller in Arthouse-Filmen aufgefallen, wird als Lucius aber mächtig handgreiflich.

Zu Beginn des Films lebt Lucius glücklich mit seiner Frau in Numidien, dem heutigen Algerien oder Tunesien. Doch schon in den ersten Filmminuten attackieren römische Galeeren die nicht namentlich benannte Küstenstadt. Die Römer, angeführt vom General Marcus Acacius (müde: Pedro Pascal), gewinnen die Schlacht, wobei Lucius' Frau stirbt und er als Sklave in die Nähe Roms verschleppt wird.

Mit anderen Sklaven muss er in einer abgehalfterten Arena gegen blutrünstige, menschenfressende Affen antreten. Lucius, noch blutrünstiger als die Affen, überlebt den Kampf. Worauf er vom Geschäftsmann Macrinus (cool: Denzel Washington) gekauft wird, der ihn – Überraschung – zum Gladiator macht.

Die gleiche schablonisierte Heldengeschichte

Ab dann wird klar: Ridley Scott hat hier nichts Neues zu erzählen. Lucius, der sich an Acacius für den Tod seiner Frau rächen will, durchläuft die gleiche schablonisierte Heldengeschichte wie vor ihm Maximus. Wie schon in «Gladiator», ist das Rom in «Gladiator II» ein zerfallendes. Statt des geltungssüchtigen Commodus regieren die geltungssüchtigen Brüder Geta (blass: Joseph Quinn) und Caracalla (bleich: Fred Hechinger). Weil ihnen sonst nichts einfällt, veranstalten sie Spiele im Kolosseum. Weil Scott sonst wenig einfällt, lässt er den Grossteil der Handlung im Kolosseum stattfinden. Und weil er weiss, dass die reine Wiederholung nicht genügt, sind die Kämpfe noch spektakulärer, noch überwältigender als im Vorgängerfilm. Bald schon steht Lucius in der Arena und gewinnt die Gunst des römischen Publikums, indem er ein Killernashorn bezwingt. Später entscheidet er eine nachgestellte Seeschlacht, in der hungrige weisse Haie durchs geflutete Kolosseum schwimmen.

Es kommt zum erwartbaren Wiedersehen zwischen Lucius und seiner Mutter Lucilla (wie schon im Vorgängerfilm: Connie Nielsen), die noch immer in Rom lebt. Lucilla, die einzig nennenswerte weibliche Figur, eröffnet ihrem Sohn, dass Maximus dessen Vater gewesen sei – ein «Spoiler», den bereits der Trailer verriet. Der Held schlüpft in die alte Rüstung seines Vaters, zitiert ihn, betet zu ihm. Und sagt irgendwann den sehr richtigen Satz: «Der Kreis schliesst sich.»

Dieser Kreis ist ein uninspiriertes, dafür teures Recycling (als Produktionskosten wird die Summe von 310 Millionen Dollar kolportiert). «Gladiator II» zeigt dieselben Schauplätze wie «Gladiator», dieselben Kamerafahrten. Zwar sind da andere Gesichter, aber sie spinnen dieselben Intrigen und führen dieselben gestelzten Toga-Dialoge, die schon der Vorgänger bot. Lediglich die Raubtiere und Schiffe sind neu. Womit Scott sein Publikum behandelt, als wäre es genau so gelangweilt und abgestumpft wie die römische Elite, die er vorführt.

«Gladiator II». Im Kino.

Dieses Kind muss Sterbenden die Lebensbeichte abnehmen

Vincenzo Todisco liefert mit dem originellen Roman «Der Geschichtenabnehmer» eine Parabel auf das Grauen und den Trost des Erzählens.

Hansruedi Kugler

Auserwähltsein kann ein lebenslanger Fluch werden. So ergeht es zumindest der Hauptfigur in Vincenzo Todiscos Roman. Walter wird als Siebenjähriger zum Nachfolger des alten Geschichtenabnehmers bestimmt, der den Sterbenden deren letzte Worte anhört. Wenn Walter sich später verliebt, erstarrt er im Moment des Begehrens. Plötzlich sieht er die Totenmaske der Geliebten vor sich. Zu vielen Sterbenden hat er stumm zuhören müssen. Statt innigem Kuss folgt darum auf die schreckliche Vision nur Unverständnis, Kälte, Trennung, Einsamkeit.

Aufdringlich dröhnen die Lebensbeichten ständig in seinem Kopf. Er kann sie nur dämpfen, wenn er das Ohr an die laute Jukebox in der Dorfbar hält, sich mitten in ein Gewitter stellt oder im Dorfteich abtaucht. «Sie brauchen mich, aber sie saugen mich auf», sagt Walter einmal. Er wird einsame Jahrzehnte brauchen, um sich mit dieser Last zu versöhnen.

Vincenzo Todisco, der 2018 mit seinem Roman «Das Eidechsenkind» über das Schicksal versteckter Gastarbeiterkinder für den Schweizer Buchpreis nominiert war, stellt in seinem neuen Roman einen modernen, zerrissenen Heiligen ins Zentrum. Die Parallele zum Dalai Lama ist offensichtlich: Beide werden als Kind auserwählt für eine Mission, die ihr Leben bestimmt. Aber Walter, der schmächtige, asthmatische Junge, steckt, anders als der Dalai Lama, vorerst im abgelegenen italienischen Bergdorf fest. Angebetet und geopfert wie ein Märtyrer erscheint Walter wie eine moderne Jesusfigur – die allerdings lieber ein einfacher Junge sein möchte.

Todisco, Dozent an der Pädagogischen Hochschule Chur, schreibt in «Der Geschichtenabnehmer» ohne biblisches Pathos. Im nüchternen, sozialdokumentarischen Stil lässt er in kargen Sätzen auf zwei Zeitebenen das Dorf mit seinen prägnanten Figuren zwischen den 1960er-Jahren und der Gegenwart sehr lebendig werden: brutale Väter, alleinerziehende Frauen, der lebenslustige Coiffeur, der hochbegabte Jungpianist, der traurige Priester, der Dorffotograf, die Tanten mit ihrem ruppigen Charme, die Kinderbanden. Das Dorf drängt sich abends in die Bar, versammelt sich zu Fussballfesten.

Die Geheimnisse sollen nicht mit ins Grab

Es könnte eine kunterbunte Dorfidylle sein, wenn da nicht die Sterbenden wären, zu denen Walter vom Fussballmatch und aus der Schule gerufen wird. Denn deren oft schreckliche Geheimnisse sollen nicht mit ins Grab, sondern zur Entlastung dem Geschichtenabnehmer übergeben werden: «Wenn sie sich auserzählt haben, zittern sie nicht mehr, und es ist keine Angst mehr in ihrem Blick.»

Schon in Walters erster Geschichtenabnahme bereut ein Sterbender seine lange zurückliegende versuchte Vergewaltigung, bei der die eingeschüchterte Angegriffene ihm mit der Axt drei Finger abgehackt hatte. Ein anderer Sterbender hängt sich auf, damit er der Beichte beim Geschichtenabnehmer entgehen kann.

Todisco verteilt ein knappes Dutzend Lebensbeichten über das Buch. Das verborgene Dorfleben, die Schrecken des Zweiten Weltkriegs, Familienfehden – alles muss Walter stumm anhören und für sich behalten. Dass der Priester erst nach ihm zu den Toten ins Sterbezimmer darf, ist einer jener störrischen Widerstände der archaischen Dorfordnung. Dieser Don Pietro ist eigentlich überflüssig, das Dorf lebt nach seinen eigenen Regeln.

Das Geschichtenerfinden ist der Beichte überlegen

So farbig, düster, charmant dieses Dorf in Todiscos dichtem Roman auch erscheint, so bitter enttäuschend endet der Ausbruch für die jüngeren Figuren aus dem Dorf. Auch Walter muss erst einen Verrat am Dorf begehen und Jahrzehnte später zurückkehren – um festzustellen, dass die Zeit und die Moderne das Dorf fast ausgesaugt haben.

Diesen Traditionsbruch macht der Roman in harten Schnitten fast überdeutlich: einst das begleitete Sterben im Dorf, jetzt die Einsamkeit und die Disziplin im Altersheim; einst das Dorfgespräch in der Bar, jetzt die Vereinzelung vor dem Fernseher und in anonymen Städten.

Es ist der Gang der Zeit – und Vincenzo Todisco entkommt dem Klischee einer Trauer über die Entwurzelung mit seinem wunderbaren Romanschluss. Dort ergreift der 55-jährige Rückkehrer Walter selbst das Wort und beweist, dass das Erfinden von Geschichten sogar noch dem Beichten von biografischen Übeln überlegen ist.



Vincenzo Todisco
Der Geschichtenabnehmer.
Roman.
Atlantis, 252 S.